

**Zeitschrift:** Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik  
**Herausgeber:** Widerspruch  
**Band:** 41 (2022)  
**Heft:** 79

### Buchbesprechung: Rezensionen

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **REZENSIONEN**

---

Katharina Volk (Hg.): **Alexandra Kollontai oder: Revolution für das Leben**  
Dietz Verlag, Berlin 2022 (176 S.)

Mit der Publikation *Alexandra Kollontai oder: Revolution für das Leben* erinnert die Herausgeberin Katharina Volk an eine Revolutionärin und emanzipatorische Vorkämpferin für Frauenrechte, die vor 150 Jahren, am 19. März 1872, in St. Petersburg zur Welt kam und am 9. März 1952 in Moskau verstarb. Der Buchtitel könnte nicht treffender Kollontais Leben charakterisieren. In ihrer Autobiografie schreibt sie: «Schon in ganz jungen Jahren war es mir bewusst, dass ich mein Leben unter keinen Umständen nach dem gegebenen Muster gestalten dürfe, und dass ich, um die wahre Blickrichtung meines Lebens erkennen zu können, über mich selbst hinauswachsen müsse.» (S. 7) Mit diesem Buch will die Herausgeberin nicht nur Leben und Positionen von Kollontai darstellen und sie aus heutiger Sicht bewerten, sondern sie will sie in den historischen Kontext einbetten. Demnach gliedert sich die Publikation in zwei Teile: «Alexandra Kollontai – in den Widersprüchen des Lebens» und «Texte von und über Alexandra Kollontai».

In der Tat verließ Alexandra Kollontais Leben nicht standesüblich nach vorgegebenem Muster. Sie war die Tochter eines reichen russischen Generals ukrainischer Herkunft und einer finnischen Mutter. Dank ihrer Hauslehrerin Maria Strachowa erhielt sie eine umfangreiche Schulbildung und legte mit sechzehn Jahren am Gymnasium in St. Petersburg ihr Abitur ab. Aber auch darüber hinaus wurde Alexandra Kollontai durch ihre Lehrerin, die sich damals im Umfeld der russischen «Intelligenzija» für Bildung und Aufklärung der ärmsten Bevölkerungsschichten engagierte, geprägt. Bereits als Gymnasiastin schloss sich Kollontai der sozialistischen Bewegung an. Sie strebte danach, sich weiterzubilden, Schriftstellerin zu werden und aus Liebe zu heiraten, anstatt eine stan-

desgemäße Vernunftfehe einzugehen. Mit zwanzig Jahren heiratete sie dann gegen den Willen ihrer Eltern den mittellosen Ingenieur Wladimir Kollontai. Ein Jahr später wurde sie Mutter ihres einzigen Sohnes Michail. Allerdings brachten ihr das Familienleben und ihre schriftstellerische Arbeit nicht die ersehnte Freiheit. In ihrer Autobiografie schreibt sie: «Das glückliche Dasein einer Hausfrau und Gattin wurde mir zum ‹Käfig›.» (S. 12)

Durch ihren Ehemann kam Alexandra Kollontai in Kontakt mit Arbeiterinnen und Arbeitern in einer der grössten Textilfabriken Russlands, der Krenholzmanufaktur bei Narva. Sie war entsetzt über die dortigen Zustände. Fortan war für Kollontai klar, dass sie für eine Veränderung der sozialen Verhältnisse kämpfen wollte. Nach einem Studium in Nationalökonomie an der Universität Zürich unternahm sie Anfang des 20. Jahrhunderts weitere Reisen, nach Zürich, Paris und Genf, wo sie führenden Sozialisten und Sozialistinnen begegnete, unter vielen anderen Rosa Luxemburg.

Alexandra Kollontai beschäftigte sich ein Leben lang mit dem Schicksal der Frauen, was sie zum Sozialismus führte. Die revolutionären Aufstände in den Jahren 1905–1907 hatten grossen Einfluss auf ihr Leben. Sie trennte sich von ihrem Mann, was nicht nur einen grossen Befreiungsschlag für sie bedeutete, sondern gleichzeitig einen Bruch mit dem für Frauen vorgesehenen Platz in den familialen Strukturen, dem Verborgensein im Privaten. Alexandra Kollontai wollte aber gesehen und gehört werden, sie wollte wirken und die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern. Sie war überzeugt, eine Revolution könne nur erfolgreich sein, wenn sie das gesamte Leben revolutioniert. Sie übte scharfe Kritik an der monogamen, lebenslangen Ehe und machte sich damit

nicht nur Freunde unter Genossen und Genossinnen. In ihrer Autobiografie schreibt sie: «Zu jener Zeit fiel mir zum ersten Mal auf, wie wenig sich unsere [sozialdemokratische Arbeiter-] Partei mit dem Schicksal der Frauen der Arbeiterklasse beschäftigte und wie gering ihr Interesse an der Befreiung der Frau war.» (S. 17) 1907 gelang es ihr, den ersten Arbeiterinnen-Club in St. Petersburg zu schaffen, mit dem Ziel, eine sozialistische Frauenbewegung aufzubauen.

Kollontai war überzeugt, dass kein gesellschaftlicher Fortschritt erreicht werden kann ohne die Emanzipation der Frauen. Sie forderte, dass Frauen von der Hausarbeit befreit werden müssen, damit sie sich ausbilden und ein unabhängiges Leben führen können. Um das zu erreichen, seien Einzelhaushalte durch Kommunehaushalte zu ersetzen, die unter anderem mit Gemeinschaftsküchen, Kinderkrippen, Wäschereien, Reinigungsdiensten auszustatten wären. Kollontai setzte sich auch mit dem Thema Mutterschaft auseinander. Für sie war die Organisation der Mutterschaft, die ihrer Meinung nach nicht individuell erfolgen kann, die Grundlage für eine zukünftige neue Gesellschaft. Die Sorge um die Kinder müsse vom Kollektiv übernommen werden. Über ihre Vorstellungen zur Mutterschaft referierte sie bereits am ersten Allrussischen Frauenkongress 1908. Sie forderte einen Urlaub bei Mutterschaft von je acht Wochen vor und nach der Geburt sowie kostenlose medizinische Hilfe.

Im Revolutionsjahr 1917 wurde Alexandra Kollontai in das Zentralkomitee der SDAPR (Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands) gewählt und nach der Revolution übernahm sie das Amt einer Volkskommissarin für staatliche Fürsorge, als erste Frau, die überhaupt in ein Ministeramt berufen wurde. Zahlreiche Gesetze und Verordnungen, die die soziale, politische und rechtliche Emanzipation von Frauen förderten, wären ohne sie nicht zu stande gekommen. Es wurden Dekrete gegen

patriarchale familiale Strukturen erlassen, Frauen wurden juristisch den Männern gleichgestellt, wie auch uneheliche Kinder den ehelichen.

Alexandra Kollontai hielt Vorlesungen vor Arbeiterinnen und Bäuerinnen, in denen sie die historische Entwicklung der Familie entlang der Produktivkräfte nachzeichnete. Mit Weitsicht erkannte sie bereits damals, dass Vergesellschaftung der Hausarbeit nicht gelingen kann, wenn öffentliche Institutionen wie Kindertagesstätten, Volkskantinen, öffentliche Wäschereien und sozial-medizinische Fürsorge als Sozialausgaben deklariert werden. Bei ökonomisch schwierigen Umständen würde der sozialistische Staat genauso wie jeder kapitalistische bei den Sozialausgaben zuerst kürzen – was mit der Einführung der «Neuen Ökonomischen Politik» ab 1921 dann auch geschah. Diese Politik wurde von Kollontai auf Schärfste kritisiert. Bereits im Frühling 1918 legte sie aus Protest ihr Amt als Volkskommissarin nieder. Sie war nicht einverstanden mit der Politik der Regierung bezüglich dem Friedensabkommen von Brest-Litowsk. Kollontai sah drei Jahre nach der Oktoberrevolution die Utopie einer zukünftigen neuen Gesellschaft an deren Umsetzung scheitern. In der Folge zog sie sich zurück und übernahm ab 1922 bis nach dem Zweiten Weltkrieg, weltweit als erste Frau, Aufgaben im diplomatischen Dienst für die Sowjetunion.

Katharina Volk über die Weitsichtigkeit von Kollontai: «Sie stellte die familialen Verhältnisse auf den Kopf und die patriarchalen Geschlechterverhältnisse infrage, sie forderte einen Solidaritätsbegriff ein, der weit über das hinausgeht, was wir heute unter Solidarität verstehen. Dies als Ermunterung zu begreifen, den Begriff des Kollektiven aufzunehmen, zu fragen, wie Verschiedenheit der Subjekte lebbar und denkbar ist, was unterschiedliche Sexualitäten bedeuten – all das gilt es heute erneut zu diskutieren. Ebenso ermunternd ist

ihre tiefe Überzeugung und Aufforderung, die Produktion des Lebens, also die Sorge um uns und andere zum Ausgangspunkt für die Gestaltung einer zukünftigen Gesellschaft zu machen. Denn diese Idee ist noch immer Utopie.» (S.58)

Alexandra Kollontai war ihrer Zeit weit voraus. Ihre Schriften wurden im Zuge der Frauenbewegung der 1970er-Jahre wieder entdeckt

und gelesen. Bis heute sind ihre Ideen revolutionär und aktueller denn je. Das vorliegende Buch *Alexandra Kollontai oder: Revolution für das Leben* ist eine würdige, gut lesbare Hommage und gleichzeitig ein Nachschlagewerk über ihre Biografie und ihre eigenen Publikationen – Motivation genug, um sich vertieft mit revolutionärem Leben und Schaffen zu befassen.

Therese Wüthrich

---

Bini Adamczak: **gestern morgen.** Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft

Verlag edition assemblage, Münster 2011 (3. Auflage 2021) (159 S.)

*gestern morgen* heisst das im Jahr 2011 veröffentlichte Buch von Bini Adamczak. Der Titel ist vielsagend, lässt sich daraus doch nicht nur der im Buch dargelegte Inhalt vermuten, sondern auch die angewandte Methode erahnen. Die Autorin stellt sich die grosse Aufgabe der zukunftsgewandten Erinnerung, allem voran die Erinnerung an vergessene und gestrafte dissidente Kommunist:innen.

Ein neues *Schwarzbuch des Kommunismus* etwa? Eine weitere Erinnerung an von Kommunist:innen begangene Gräuel inklusive Abgesang auf eine Zukunft jenseits kapitalistischer Barbarei? Nein, im Gegenteil: eine *genossenschaftliche* Erinnerungspolitik für diejenigen, «deren Erinnerung die zu Erinnernden am dringendsten bedürften» (S.24). Das Buch appelliert an ebenjene Erinnernden, die einerseits das sozialistische Projekt nicht aufgegeben haben und anderseits die Augen nicht verschliessen vor dem unrühmlichen Teil der Geschichte der kommunistischen Bewegung. Adamczak lässt keinen Raum für Apologet:innen der Verbrechen, verschliesst sich aber auch mit guten Argumenten gegen die linken Duckmäuser, welche hoffnungslos die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse mit dem Ende der Geschichte gleichsetzen.

Das Buch ist in kontraintuitiver Manier zeitlich rückwärtsgehend aufgebaut. In einer Reihe von Kapiteln widmet sich Adamczak konkreten historischen Situationen, in denen sich das Scheitern der kommunistischen Bewegung manifestierte: Den Anfang macht der Hitler-Stalin-Pakt von 1939, anschliessend wird die «Grosse Säuberung» von 1936–38 behandelt, gefolgt von der Niederlage antifaschistischer Kräfte gegen den Nationalsozialismus sowie Stalins Aufstieg zur Macht, und schliesslich resümiert die Schrift den Kronstädter Matrosenaufstand von 1921.

Im fünften Kapitel wird die Methodik dieser zeitlich verkehrten Darstellung etwas ausgeführt. Bis dann ist längstens klar, dass Adamczak nicht «bloss» das Ziel verfolgt, im Rekurs auf die Vergangenheit die Gegenwart verständlich zu machen. Ihre Intention ist eine andere: «Von der Geschichte her kommend, rückwärts gehend, können wir ein gespenstisches Gespräch mit den Toten versuchen. Uns langsam vortasten an die Momente der Hoffnung, die ohne Lüge durch die Geschichte hindurch, nicht an ihr vorbei zu bergen sind.» (S.114–115) Und weil die Hoffnungen aus realen historischen Prozessen erwachsen und sich deshalb auch deren Form je nach histori-

schem Möglichkeitsrahmen wandelt, stellt der Rückwärtsgang die optimale Gangart dar, um ebendiese Hoffnungen im zeitlichen Wandel materialistisch zu ergründen. Diese Ergründungen dienen der Zukunft, weil sich aus den Gesprächen mit Zeitzeug:innen unerfüllte Zukunftsperspektiven und verpasste alternative Wege rekonstruieren lassen. Es ist der Versuch der Autorin, unrealisierte Möglichkeiten aufzuzeigen, die trotz ihrer Nicht-Wirklichkeit realisierbar gewesen wären und weiterhin sind.

Was dem Buch gut gelingt, ist die Vermittlung des Individuellen mit dem Gesellschaftlichen, die Darstellung psychologischer Entwicklungen im Zusammenhang mit dem Wandel der Parteistruktur sowie -kultur und objektiver gesamtgesellschaftlicher Bedingungen, worin die Partei operiert hatte. Adamczak zeichnet gekonnt auf, wie einerseits blinde Unterwerfung zur Kultur der stalinistischen kommunistischen Parteien wurde und wie schwer es andererseits den kritischen Parteimitgliedern fiel, mit ihr zu brechen. Die Ursachen für die Degeneration der von Russland aus dominierten kommunistischen Bewegung möchte Adamczak nicht nur auf äussere Faktoren reduziert sehen: das Scheitern sei nicht *nur* zu erklären mit dem auf Russland begrenzten Charakter der Revolution, einer unterentwickelten Ökonomie, patriarchalen Traditionen und so weiter. Das Scheitern habe *auch* Ursachen, die direkt im Prozess der Revolution und in der Politik der kommunistischen Parteien angelegt waren – sie kommen also auch von innen.

Gegen Schluss des Buches untersucht Adamczak mit Blick auf den Kronstädter Matrosenaufstand die Möglichkeit eines erfolgreichen Revolutionsganges. Hier wird auf die Frage Antwort gesucht, wie eine Revolution eine wirkliche Revolution bleiben kann und sich nicht (von innen) in eine Konterrevolution wandelt.

Zwar zeigt sie auch in diesem Kapitel ihre Fähigkeit, in meist unerforschte Lücken vorzustossen und nicht in einfache Schemata zu verfallen. Jedoch wird in den Kronstädter Matrosen zu simplifizierend – das, was das Buch ansonsten so gut zu vermeiden weiss – eine idealisierte Alternative zur Politik der Bolschewiki gesehen. Die Matrosen hätten eine wirkliche Demokratie angestrebt und sich nicht autoritärer Mittel à la Lenin, Trotzki und so weiter bedient. Die Kritik an den Bolschewiki ist nicht unberechtigt. Ihr falsches Verständnis über die Wichtigkeit der Demokratie innerhalb proletarischer Herrschaft gilt es herauszustreichen (empfehlenswert dazu das schmale Buch von Michael Brie, *Lenin neu entdecken*). Nichtsdestotrotz ist die Gegenüberstellung der «eisernen» Bolschewiki und «weichen» Kronstädter Matrosen so zu verkürzt. Aktuellere Forschungen zum Charakter von Kronstadt, siehe zum Beispiel Ewgeniy Kasakows Schriften, zeigen ein widersprüchliches Bild: Zwar sprachen sich die Matrosen für eine Räteregierung aus – was viel über die Form der Entscheidungsfindung aussagt, aber noch nicht viel über den zu entscheidenden Inhalt –, jedoch waren sie damit weder «linker» noch «fortschrittlicher» (so befürworteten sie freien Handel mit Brot, verzeichneten Erscheinungen des Antisemitismus usw.).

Solche Ungenauigkeiten sind für die Kernaussagen der Schrift jedoch nicht von grosser Relevanz, denn Adamczak geht es weniger um einseitige Positionierung für oder gegen die Kronstädter/Bolschewiki, sondern um Entschlüsselung der Dialektik revolutionärer Prozesse: Auf die Revolution folgt die Konterrevolution und aus diesem Kampf erwachsen Narben, welche die Geburt einer neuen Gesellschaft verhindern. Die Revolution, schreibt Adamczak, «wendet sich, wenn sie radikal ist, mit Notwendigkeit gegen sich selbst, weil sie sich im Kampf gegen das Alte mit diesem kontaminiert» (S.149). Ähnliches lässt sich bereits

bei Bertolt Brecht lesen, der in dem Gedicht *An die Nachgeborenen* schreibt: «Ach wir / Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit / Konnten selber nicht freundlich sein.» Dagegen bräuchte es eine «Konterkonterrevolution», die Revolution müsste nicht die eigenen Kinder, sondern die eigenen Eltern fressen (S.148).

Folgerichtig behandelt Adamczak auch das Beispiel des chilenischen Militärputsches gegen Salvador Allendes Regierung in Chile und die damit einhergehende Gretchenfrage der Volksbewaffnung. Ihre Schlussfolgerung ist jedoch mindestens abenteuerlich: Allende und die Regierung hätten sich für die Niederlage und gegen die Volksbewaffnung ergo den Bürgerkrieg entschieden, weil ein Sieg im Bürgerkrieg den Sozialismus danach begraben hätte. Das ist nicht gewiss. Was jedoch gewiss ist, sind tausende Opfer der chilenischen Reaktion und negative internationale Implikationen, wie die in Chile erstmals umgesetzten und anschlies-

send in den Rest der Welt exportierten neoliberalen Konterreformen.

Adamczak verfällt dennoch nicht in einen Pessimismus, der die Möglichkeit einer erfolgreichen Revolution à priori verneinen würde, sie verschiebt die Antwort lediglich auf die Zukunft: «Es gibt geschichtliche, gemachte Bedingungen, unter denen das Rätsel der Revolution sich lösen lassen muss. Aber das Lösen des Rätsels selbst ist, zumindest eine, Bedingung für das Gelingen der Revolution – der nächsten Revolution». (S.151) Das ist wohl wahr so.

Das schmale Buch ist anspruchsvoll und klug. Mindestens oberflächliches Vorwissen über historische Prozesse der behandelten Zeit ist vonnöten, will man sich in den Kapiteln orientieren und die Erinnerungen an vergessene Kommunist:innen richtig einordnen können. Für die Methodik gilt dasselbe wie für die Sprache des Werkes: Beides ist komplex, jedoch nicht kompliziert – auf jeden Fall aber anregend.

Arman Spéth

---

Die Rezension zu *Welt im Lockdown* hätte in Widerspruch 79 publiziert werden sollen; aufgrund eines redaktionellen Fehlers ging das leider unter. Nachfolgend publizieren wir eine leicht aktualisierte Version.

Adam Tooze: **Welt im Lockdown**. Die globale Krise und ihre Folgen  
C.H.Beck, München 2021 (408 S.)

Der britische Wirtschaftshistoriker Adam Tooze hat 2021 eine brillante Analyse unserer Zeit unter den Bedingungen der Coronapandemie vorgelegt. Lesen wir sie heute, angesichts des Krieges in der Ukraine und dessen Folgen für Europa und die ganze Welt, wirkt seine Erzählung beinahe antiquiert – so, als würden uns die verzweifelten Versuche der vergangenen Jahre, das Virus einzudämmen, kaum noch etwas angehen. Dabei ist die Pandemie längst noch nicht zu Ende und es drohen weitere Wellen. Der Kampf gegen das Virus erscheint jetzt

wie ein Vorspiel zu einem viel umfassenderen Drama, dessen Namen wir aber noch nicht so genau kennen.

Trotz dieser einschränkenden Vorbemerkungen lohnt es sich, das Buch von Tooze zur Hand zu nehmen. Es war gewiss ein gewagtes Unterfangen, sozusagen in Echtzeit eine umfassende Erklärung für das liefern zu wollen, was mit der Covid-19-Pandemie weltweit ausgelöst und in Gang gesetzt wurde. Nicht nur das: Im Hintergrund der Vorgänge rund um die Coronakrise sollten auch jene grundlegenden

Widersprüche deutlich werden, welche die Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts bestimmen. Und nicht zuletzt ging es dem Autor darum, mögliche Perspektiven der globalen Gesellschaft erkennbar zu machen. Kurz gesagt: ein gewaltiger Anspruch!

Adam Tooze scheint der richtige Autor dafür zu sein. 2018 präsentierte er ein fulminantes Werk über die zehn Jahre zuvor ausgebrochene Finanzkrise und deren Folgen. In diesem Buch schrieb Tooze mit zeitlichem Abstand über einen «Crash», der die Finanzwelt – und mit ihr die gesamte Wirtschaft – an den Rand des Abgrunds geführt hatte. Mit dem vorliegenden Buch aber gönnte er sich und uns keinen Zwischenhalt, sondern hat seine Leser\*innen mit einer höchst beeindruckenden Untersuchung mitten in die Gegenwart hineingelotst.

Ein solches Projekt könnte gewaltig scheitern. Bei Tooze tut es das nicht. Die Grundzüge seines Vorhabens sollen hier kurz skizziert werden. Geschickt gewählt und mit symbolischer Bedeutung ausgestattet ist bereits der Zeitrahmen, den das Buch umfasst. Er reicht vom 20. Januar 2020, als der chinesische Parteiführer Xi Jinping öffentlich den Ausbruch des Coronavirus eingestand, bis zum 20. Januar 2021, dem Tag der Amtseinführung von Joseph Biden als neuem US-Präsidenten. Damit sind auch bereits die Gegenspieler benannt, die das Geschehen dieses Jahres entscheidend bestimmt haben.

Dabei geht es weniger um die beiden Personen als um die Systeme, die sie repräsentieren. Manche behaupten, da stünde die Welt des Autoritarismus gegen die Welt der Demokratie. Wer etwas genauer hinschaut, sieht möglicherweise das Ringen um die globale Vorherrschaft. Die Vereinigten Staaten fürchten um ihre Rolle als einzige übrig gebliebene Supermacht, während ein zunehmend selbstbewusster auftretendes China seinen Platz auf der internationalen Bühne einfordert. Das Bemerkenswerte ist nun allerdings, dass zu Beginn der Pandemie

wenig darauf hindeutete, dass China gestärkt aus diesem Ringen hervortreten würde. Entgegen den anfänglichen Erwartungen waren es die USA, die während dieses Jahres in eine äußerst desolate Lage hineinschlitterten.

Die geopolitische Auseinandersetzung, in der ein neo-imperiales Russland – auf die Länge gesehen – wohl eher eine Nebenrolle spielen wird, bringt bloss eine, wenn auch wohl die offenkundigste Dimension der globalen Krise zum Ausdruck. Darunter zeigt sich die Textur einer weltweit vernetzten und gerade deshalb besonders verletzlichen Weltwirtschaft, die durch die zur Eindämmung der Pandemie notwendig gewordenen Massnahmen einen Moment lang in den freien Fall zu geraten schien. Um nicht im allgemeinen Desaster zu enden, musste alles unternommen werden, diesen Fall zu verhindern. Die US-Notenbank sprang in die Bresche, andere Zentralbanken folgten ihr.

In diesem Moment wurden neoliberalen Glaubenssätze leichthin über Bord geworfen, doch auf etwas kaum Beachtetes weist Adam Tooze hin: die wachsende Bedeutung der Zentralbanken, die dem Streit der gesellschaftlichen Gruppen enthoben scheinen und der demokratischen Kontrolle entzogen sind. Genau diese Rolle hatte ihnen die neoliberalen Denkweisen zugesprochen! So erweist sich also der vermeintliche Sieg des staatlichen Interventionsismus als ausgesprochen janusköpfig. Tooze hält fest, die massiven wirtschaftspolitischen Eingriffe des Jahres 2020 seien nur deshalb möglich gewesen, «weil es keine Herausforderung von links» (S. 25) gegeben habe. Dafür hatte das liberale Regime der vergangenen vierzig Jahre gesorgt: Die seit den 1960er-Jahren wieder stärker werdende «Bedrohung durch soziale Umwälzungen» (S. 24), umrahmt «von den globalen Kämpfen der Entkolonialisierung und des Kalten Krieges» (ebd.), konnte erfolgreich entsorgt werden.

Der Rechtspopulismus hingegen stellt keine wirkliche Bedrohung für das kapitalistische

System dar. Er mag den Zentren der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Macht «unangenehm» (S.319) sein, doch er repräsentiert keine reale Alternative. Dem wäre jedoch eine Überlegung beizufügen, die sich bei Tooze nicht finden lässt: Solange die Herrschaftsverhältnisse keinen reaktionären «Ausweg» notwendig machen, bleibt der Rechtspopulismus eine bedrohliche Bewegung im Wartestand.

Aktuell scheint die kapitalistische Produktionsweise wieder einmal gerettet worden zu sein – wenn nicht auf einer noch tieferen Ebene das grundlegende Naturverhältnis in Frage stünde. Der «Klimawandel» ist vielleicht zum deutlichsten Zeichen dafür geworden. Er sei «Sinnbild für ein umfassenderes Ungleichgewicht zwischen Natur und Menschheit» (S.11), schreibt Tooze. Wir sind in das «Anthropozän», ein Erdzeitalter, eingetreten, das von massiven Eingriffen des Menschen ins Naturgeschehen bestimmt wird. Dieses neue Zeitalter begrüßt uns mit einem biologischen Schock: dem weltweiten Auftreten des Coronavirus. Es legte «auf grausame Weise die tiefen Unfähigkeit der meisten modernen Gesellschaften offen, mit der Art von Herausforderungen fertig zu werden, die das Zeitalter dieses Anthropozäns mit immer grösserer Wucht aufwerfen wird» (S.328), hält Adam Tooze in seinem Schlusskapitel fest.

Es werden «grosses Dinge» geschehen, denn die «einige Option, die wir nicht haben, ist die Fortführung des Status quo» (S.329). So weit, so gut. Doch wer sind die treibenden Kräfte grundlegender Veränderungen? Die Diagnose, die das Buch nahelegt, hätte zu früheren Zeiten als Prognose einer Revolution verstanden wer-

den können. Doch der Autor meint: «Wenn heute irgendetwas unrealistisch ist, dann ist es mit Sicherheit das.» (S.339) Die politische Wirklichkeit scheint ihm Recht zu geben: Selbst ein gemässigter Sozialdemokratismus à la Bernie Sanders hat in den Vereinigten Staaten keine Chance und mit der Niederlage der britischen Labour Party im Jahr 2019, damals unter der Führung von Jeremy Corbyn, wurde eine sozialistische Politik in Europa stark desavouiert. Heisst das aber, alle Hoffnung fahren lassen zu müssen?

Die Frage nach den Alternativen treibt Tooze auch um, wie aus einem im vergangenen Jahr erschienenen Beitrag in der *London Review of Books* hervorgeht (vgl. meinen Artikel *Der Katastrophe entkommen* im letzten *Widerspruch*-Heft). Vorerst scheint er aber lieber daran zu glauben, dass die Eliten der Welt in der Lage sind, «die Krise zu meistern» (S.340). Dabei gesteht er selbstkritisch ein, dass er mit dem Gegenstand seiner Untersuchung, eben dem Handeln dieser Eliten, «verstrickt» sei und mit ihm «sympathisiert» (ebd.). Wird Krisenmanagement tatsächlich genügen – oder ist das nicht bloss der Versuch einer Fortsetzung der herrschenden Verhältnisse, den der Autor selbst als Möglichkeit des Handelns ausschliessen will? Der Anspruch, eine «kritische Geschichte moderner Macht» (S.341) zu liefern, ist dem Autor vollauf gelungen. Jetzt käme es darauf an, dass jene, die nicht im Bannkreis der herrschenden Eliten stehen, dieses Wissen aufgreifen und für ihr eigenes Handeln zu nutzen wissen.

Kurt Seifert

---

Lukas Federer: **Zwischen Internationalismus und Sachpolitik.** Die trotzkistische Bewegung in der Schweiz, 1945–1968  
transcript, Bielefeld 2022 (362S.)

Trotzkistische Organisationen existieren in der Schweiz bis heute. Die Geschichte der vor allem von Zürich ausgehenden Bewegung für Sozialismus oder des überwiegend in Bern und Genf beheimateten «der Funke» geht zurück auf frühere Versuche, sich in der Schweiz trotzkistisch zu organisieren.

Bekannt geworden ist vor allem die Revolutionäre Marxistische Liga, die auf ihrem Höhepunkt rund 500 Mitglieder zählte. Lucas Federer richtet in seiner Dissertation *Zwischen Internationalismus und Sachpolitik – die trotzkistische Bewegung in der Schweiz, 1945–1968* den Blick auf deren Vorgänger. In der Nachkriegszeit bildeten sich eine Reihe trotzkistischer Organisationen heraus, die in der historischen Forschung bisher kaum Beachtung fanden: Die als Zeitungsprojekt gestartete Proletarische Aktion; die Sozialistische Arbeiterkonferenz, die Anfang der 1950er-Jahre die Kräfte links der Sozialdemokratie zu vereinen versuchte; oder der Sozialistische Arbeiterbund, in dem sich diese beiden Organisationen später verstetigten.

Die Revolutionäre Marxistische Liga blieb die Ausnahme. Deren Vorläufer wie die Nachfolger stehen auf einer sehr kleinen Mitgliederbasis und werden öffentlich kaum als relevante politische Kräfte wahrgenommen. Lucas Federer weist in seiner Arbeit darauf hin, dass diese Wahrnehmung täuscht, und zeigt auf, dass eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Schweizer Trotzkismus in verschiedener Hinsicht lohnenswert sein kann.

Gerade ihre geringe Mitgliederzahl, ihr Politisieren ausserhalb des dominanten Diskurses und ihre Unabhängigkeit von der etablierten Politik macht einen wesentlichen Teil ihrer Wirkung aus und eröffnet bei genauerer Be-

trachtung neue Blickwinkel auf umfassendere politische Prozesse und Zusammenhänge. So lässt sich beispielsweise die Formierung der Proteste gegen die atomare Aufrüstung in der Schweiz zu einem grossen Teil auf die trotzkistische Bewegung zurückführen. Bereits ab Mitte der 1950er-Jahre setzte diese die atomare Bedrohung auf ihre politische Agenda, organisierte verschiedene Kräfte gegen die Pläne der Politik und Militärs und initiierte wenige Jahre später die Gründung der Schweizerischen Bewegung gegen die atomare Aufrüstung. Federer zeigt, dass nur eine Kraft, die in dieser stark polarisierten Zeit sich unabhängig von den grossen Machtblöcken bewegte und ausserhalb der (auch linken) Parteienlandschaft stand, ihr Interesse an der Thematik glaubhaft vermitteln und damit sowohl religiöse Pazifist:innen wie auch Anarchist:innen gemeinsam auf die Strasse bringen konnte.

Bei der Organisierung dieses breiten Protests spielte eine weitere dem Trotzkismus eigentümliche Eigenschaft eine Rolle: ihr Internationalismus. Britische Trotzkist:innen trugen ihre frühen Erfahrungen mit der britischen atomaren Bewaffnung über die gemeinsame Dachorganisation Vierte Internationale zu den Schweizer Trotzkist:innen und weckten schon früh ein Bewusstsein für die Problematik. Trotz ihres Erfolgs wirft die Geschichte um den Schweizer Protest gegen die atomare Aufrüstung eine Frage auf, die auch für den gegenwärtigen Trotzkismus in der Schweiz von Interesse sein dürfte: Obwohl den Trotzkist:innen die Vereinigung einer kritischen, unabhängigen und emanzipatorischen Linken gelang, verschwanden sie in den frühen 1960er-Jahren – auf dem Höhepunkt der Antiatombewegung – von der Bildfläche. Lucas Federer führt die

Auflösungsprozesse in den damaligen Organisationen zurück auf den Widerspruch zwischen ihrem politischen Anspruch und den tatsächlichen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen. Zu gross war die Kluft zwischen dem Selbstverständnis als Partei der künftigen Weltrevolution und dem realpolitischen Einfluss. Vielleicht führen überhöhte Ansprüche auf Dauer zu persönlichem Verdruss oder stellen die politische Leitlinie insgesamt in Frage: Jedenfalls konnten die trotzkistischen Organisationen an den politischen Bewegungen der damaligen Zeit nicht wachsen, sondern verloren ihre Mitglieder in Neuformierungsprozessen der politischen Linken an andere Organisationen.

Neben den sich formierenden Protesten gegen die Aufrüstungspläne der Politik und des Militärs bilden die Geschehnisse um den Algerienkrieg einen zweiten Schwerpunkt von Federers Arbeit. Nach der Eskalation des Konflikts um die algerische Unabhängigkeit bildete sich in der Schweiz eine starke Unterstützungskultur heraus, die nicht nur mit der geografischen und sprachlichen Nähe zu Frankreich und Algerien zu tun hatte. Es waren auch hier die entschiedene politische Positionierung für die algerische Unabhängigkeit und die internationale Ausrichtung der Schweizer Trotzkist:innen, welche Solidaritäts- und Unterstützungsstrukturen förderten. Diese blieben zwar grösstenteils im Verborgenen, waren aber von entscheidender Bedeutung – auch für spätere Solidaritätsbewegungen mit antikolonialen Kämpfen und die Herausbildung des europäischen Tiersmondismus. Führten auch diese Ereignisse bei den Schweizer Trotzkist:innen zu keinem nennenswerten Mitgliederzuwachs, so waren sie gemäss Federer doch einflussreich bei der Entwicklung einer neuen antikapitalistischen Perspektive. Der Tiersmondismus bot den durch den Krieg radikalierten Bevölkerungsteilen neue Anknüpfungspunkte, nachdem politische Alternativen nach dem Ende

des Zweiten Weltkrieges zunehmend verdrängt worden waren.

Der Kampf gegen die atomare Aufrüstung und der Aufbau weitreichender Unterstützung für die algerische Unabhängigkeitsbewegung sind nur die prominentesten zwei Beispiele dafür, wie und wo sich die Schweizer Trotzkist:innen Einfluss erarbeiten konnten. Ihre konstante politische Aktivität drehte sich um Arbeitskämpfe, Rüstungs- und Finanzfragen der Schweiz, Imperialismus, Strategien der Revolution und vieles mehr. Diese Themen in ihrer gesellschaftlichen Entwicklung in Verbindung zu bringen mit organisationspolitischen Dynamiken des Schweizer Trotzkismus, ist Federers Absicht. Weil dadurch die trotzkistischen Organisationen «nicht als isoliertes Phänomen betrachtet» werden, sondern auch die «nationalen und transnationalen Prozesse, in die sie eingebunden waren, in den Blick» (S. 15) geraten, gelingt dieser Arbeit eine Neueinschätzung des Schweizer Trotzkismus. Dass zu dessen Leistungen vor 1968 bisher kaum geforscht wurde, liegt wohl am Fehlen dieser Perspektive, an der Einschätzung der trotzkistischen Organisationen als vernachlässigte Randerscheinung. Dass diese aber trotz fehlender Massenbasis durchaus eine Wirkung entfalteten, spiegelte sich auch in der Wahrnehmung politischer Kontrahenten. In der Partei der Arbeit sorgten sie als Verräter für grossen Wirbel, in der Sozialdemokratie wurden sie als der störende Stachel empfunden und bei der Bundespolizei als drohende Gefahr eingeschätzt.

Die Sorge um die nationale Sicherheit prägte nicht nur die Organisation der Schweizer Trotzkist:innen, sondern produzierte auch eine Unmenge an Dokumenten und Akten, die Lucas Federer als Quellenbasis dienen. Die staatliche Überwachung von Organisationen und Einzelpersonen, die sich im Umfeld des Schweizer Trotzkismus bewegten, hatte Ausmaße angenommen, die der Bedrohung nicht angemessen war. Es ist bemerkenswert, dass

die umfassende Überwachung und Diffamierung der Schweizer Trotzkist:innen nicht nur der Bundespolizei einen tiefen Einblick in die Bewegung verschaffte, sondern auch das Verhalten einzelner Personen und ganzer Organisationen veränderte. Die staatliche Überwachung trieb den Schweizer Trotzkismus geradezu in die Klandestinität, zwang Mitglieder zur Annahme von Pseudonymen, zu geheimen Treffen, wie auch zur Verheimlichung ihrer politischen Tätigkeit im beruflichen und persönlichen Umfeld. Auch hier geht Federers Arbeit über die blosse Betrachtung trotzkistischer Organisationen hinaus: «Denn die Fichen sagen nicht nur etwas über die Überwachten aus, sondern mindestens ebenso viel über die Überwachenden.» (S.37)

Um die Fichen und die dazugehörenden Dossiers einordnen zu können, werden sie in Beziehung gesetzt mit anderen Quellen. Das sind zum einen umfangreiche Nachlässe ein-

schlägiger Personen wie etwa Jost von Steiger, Heinrich Buchbinder, Hans Stierlin oder Alexander Euler. Zum anderen wurden verschiedene Interviews mit Zeitzeugen, die nicht offiziell Mitglied einer der zentralen Organisationen waren, geführt. Diese ergänzen die von den persönlichen Nachlässen vermittelte «Sicht von innen», und die per se problematische Sichtweise der Bundespolizei um eine wichtige dritte Perspektive.

So ergibt sich ein breit abgestütztes, vielseitiges Werk, das sich nicht nur für Trotzkist:innen oder Historiker:innen empfiehlt, sondern möglicherweise auch für anstehende Kämpfe lehrreich sein kann. Denn «gerade im Hinblick auf die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen, die sozialen, politischen und ökologischen Krisen, lohnt es sich, auf vergangene politische Projekte, Visionen und Utopien zu schauen.» (S.14)

**Dominic Iten**

---

Luca Preite: **Widerstand als Selbstbehauptung.** «Gefährdete» Jugendliche im Übergangs- und Berufsbildungssystem.  
transcript, Bielefeld 2022 (166 S.)

Seit der Lehrstellenkrise in der Schweiz und dem Anstieg der Jugendarbeitslosigkeit in den 1990er-Jahren werfen Politik und Fachwelt einen besorgten Blick auf die wachsende Zahl Jugendlicher, denen der Einstieg ins Erwerbsleben nach der Schule nicht auf Anhieb gelingt. Kritisiert wird nicht etwa «die Wirtschaft» für ein mangelhaftes Angebot an Lehrstellen. Problematisiert werden die Jugendlichen, denen immer wieder dieselben Defizite zugeschrieben werden – von Lernschwäche und fehlender Motivation über Migrationshintergrund bis hin zu psychischen Störungen. Diese Zuschreibungen wiegen in der Öffentlichkeit umso schwerer, als der einhellige Konsens wie ein Ritual

immer wieder bekräftigt wird, dass die Schweiz und ihr duales Berufsbildungssystem den Jugendlichen im internationalen Vergleich doch eigentlich die besten Möglichkeiten bieten, um den Übergang von der Schule ins Erwerbsleben erfolgreich zu gestalten.

Vor diesem Hintergrund hat sich ein vielgestaltiges System von Übergangsangeboten etabliert, die jene Jugendlichen aufnehmen, welche nach der Schule keine Anschlusslösung finden. In den Brückenangeboten, Vorlehren, Motivationssemestern oder Praktika findet sich jene Fraktion der Jugend wieder, die von Fachwelt und Politik als «gefährdet» etikettiert wird. Diese Angebote des Übergangssystems

fristen ein Schattendasein, sie bespielen Zwischenräume an den Schnittstellen von Bildungssystem, Sozialwesen und Invalidenversicherung. Die geringe Aufmerksamkeit, die ihnen in der Bildungsforschung zukommt, kontrastiert mit der anteilmässigen Bedeutung: Heute absolviert ein Viertel aller Jugendlichen nach der obligatorischen Schulzeit eine Zwischenlösung. Das Buch von Luca Preite wirft einen empirisch fundierten und kritischen Blick auf dieses Übergangssystem und bringt damit endlich etwas Licht ins Dunkel. Das besondere Verdienst des Autors liegt darin, dass er die sogenannt gefährdeten Jugendlichen zu Wort kommen lässt. Anstatt einmal mehr besorgt über sie und ihre vermeintlichen Defizite zu schreiben, fragt er nach ihren Sichtweisen und Erfahrungen. Der Autor rekonstruiert darüber hinaus, wie sie trotz allem ihre Handlungsfähigkeit erhalten und artikulieren. Dass diese Selbstbehauptung nicht ohne Widerstand möglich ist, liegt eigentlich auf der Hand, wurde bislang aber noch zu wenig erforscht.

Luca Preite ist Dozent für Erziehungswissenschaften mit Schwerpunkt Jugend- und Bildungssoziologie an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Das vorliegende Buch beruht auf seiner Dissertation. Es handelt sich um ein kumulatives Dissertationsvorhaben, bestehend aus vier Zeitschriftenaufsätzen und einer Mantelschrift. Im Buch werden diese vier Aufsätze erneut veröffentlicht, als Kapitel neu editiert und mit je einer kurzen Einleitung versehen. Gerahmt werden die vier Kapitel durch eine Einleitung, welche den Forschungsstand diskutiert und die Herangehensweise erläutert, und durch eine abschliessende «Reprise», welche die zentralen Erkenntnisse zusammenfasst. Die Dissertation beruht auf Interviews mit 36 Jugendlichen und 17 Fachpersonen des Übergangssystems. In theoretischer Hinsicht bezieht sich der Autor auf das Konzept des

Übergangsregimes, das die jeweils länderspezifischen politischen und institutionellen Rahmenbedingungen fasst, an denen sich die Akteur:innen orientieren müssen. Darüber hinaus stützt er sich auf Pierre Bourdieus Konzept der sozialen Flugbahn, um die jugendlichen Werdegänge zu erforschen, sowie auf die Cultural Studies, um die Bedeutung von Jugendkulturen, informellen Lernprozessen und Widersetzungspraktiken zu analysieren.

Nach der Einleitung widmet sich das zweite Kapitel dem migrantischen Hiphop als Subkultur. Am Beispiel von «Baba Uslender» diskutiert Luca Preite insbesondere die Ausdrucksformen der musikalisch inszenierten Migrationskomik und deren Potenziale für die Selbstbehauptung der sogenannt gefährdeten Jugend. Indem «Baba Uslender» und seine Weggefährten der «Uslender Production» das, was Stuart Hall als «Spektakel des Anderen» beschrieben hat, selbst inszenieren, anstatt es über sich ergehen zu lassen, spielen sie witzig und gekonnt mit den vorherrschenden Kategorien und Bildern des problematisierenden Diskurses und führen dessen Kernaussagen ins Absurde. Sie nutzen das Internet als Plattform, um ein breites Publikum für ihre häretischen Positionsbezüge zu finden. Sie halten der sogenannten Mehrheitsgesellschaft den Spiegel vor und nehmen eine Position ein, die ihnen nicht zugetraut wurde: jene des Künstlers. Die Resonanz ihrer «Uslender Production» (nicht nur) unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund lässt ein Potenzial zur jugendlichen Selbstverständigung und Selbstreflexion erahnen, das etwa durch die Jugendarbeit oder selbst im schulischen Rahmen produktiv genutzt werden könnte.

Das dritte Kapitel thematisiert Online-Aktivitäten von sogenannt gefährdeten Jugendlichen. Während sich Politik und Fachwelt darüber besorgt zeigen, wie viel Zeit diese Jugendlichen unbegleitet durch Erwachsene am Bildschirm verbringen, finden nicht weni-

ge von ihnen im Netz Handlungsräume vor, die sie nutzen, um sich erfolgreich zu artikulieren und positive Erfahrungen von Selbstwirksamkeit zu gewinnen, die ihnen in der Schule verwehrt bleiben. Als Beispiel für diese «parallelen Werdegänge» diskutiert Luca Preite die Tätigkeiten des bekannten Meme-Produzenten Zeki (aka SwissMemes) und des weniger bekannten Youtubers Ardi, der Fussballvideos editiert und dessen Kanal zum Zeitpunkt des Interviews 2600 Abonnent:innen zählt. Während die Schüler:innen in Ardis Klasse seine Online-Aktivitäten kennen und schätzen, scheinen die Lehrkräfte nichts davon zu wissen, und vielleicht wollen sie auch gar nichts davon wissen. Demgegenüber deutet der Autor an, dass solche Erfahrungen und Fertigkeiten – und die mit diesen verbundenen Aspirationen und Berufswünsche – ernst genommen und bei der Berufswahl berücksichtigt werden sollten.

Im Kapitel 4 über die «Ausbildung der Ausbildungslosen» stehen für einmal die Erzählungen und Sichtweisen erwachsener Fachpersonen im Zentrum. Auf der Grundlage von Interviews mit drei Lehrpersonen des Übergangssystems setzt sich der Autor mit Herausforderungen auseinander, welche deren Arbeit mit den Jugendlichen prägen. Dabei zeigt sich, dass sie eben nicht nur mit, sondern auch an den Jugendlichen arbeiten: Über die Unterstützung bei der Lehrstellensuche und die – in der Praxis meistens zweitrangige oder zumindest nachgelagerte – Vermittlung von Schulstoff hinaus zielt ihre Tätigkeit darauf, Verhaltensweisen und Zukunftshoffnungen der Jugendlichen in Einklang mit den Erwartungen von Lehrbetrieben zu bringen. Ihre Tätigkeit kann als prophetische Handlung gedeutet werden, die den Jugendlichen Entzagungen ans Herz legt, die angesichts der scheinbar nicht veränderbaren Umstände als unabdingbar erscheinen. Das Ringen um «realistische» Erwerbsentwürfe der Jugendlichen steht im Fokus dieser «Arbeit am

Jugendlichen» und ruft bisweilen Widersetzungen bei den Betroffenen hervor.

Mit solchen Widersetzungspraktiken beschäftigt sich schliesslich das fünfte Kapitel. Auf der Basis eines Gruppeninterviews mit drei Jugendlichen zeigt Luca Preite auf, dass diese Praktiken im Kern darauf zielen, allen Zuschreibungen und Zumutungen zum Trotz die eigene Handlungsfähigkeit zu wahren. Ardi, Bruno und Blerim widersetzen sich auf je spezifische Weise dem durch die Lehr- und Fachpersonen angestrebten «cooling out» (E. Goffman), also der Herabstufung ihrer Berufswünsche. Während es Ardi gelingt, statt der vorgeschlagenen Vorlehre (EBA) eine richtige Lehrstelle (EFZ) zu ergattern, und Bruno seinen Lehrstellenwunsch sogar ohne Zutun von Fachpersonen vollständig zu realisieren vermag, gerät Blerim in einen offenen Konflikt mit den Lehrpersonen und erhält einen Verweis. Auch wenn die Lehrperson dadurch demonstriert hat, dass sie am längeren Hebel sitzt, ist es Blerim gelungen, seine Selbstachtung zu wahren und die höchste Achtung der Peer-Gruppe zu gewinnen. Schliesslich tritt er eine Lehrstelle als Konstrukteur an, hat aber seinen Plan keineswegs aufgegeben, danach eine gestalterische Ausbildung zu absolvieren.

Dieses Buch ist ein Augenöffner. Es zeigt die Potenziale einer subjektorientierten Forschung auf, welche die blinden Flecken der Mainstream-Forschung nicht nur kritisiert, sondern durch eigene Beobachtungen und Erkenntnisse zu ersetzen vermag. Dafür ist es notwendig, den Bürotisch – oder das Home Office – zu verlassen, an den Ort des Geschehens zu gehen, zu beobachten und vor allem: mit den Jugendlichen zu sprechen und ihre Aussagen ernst zu nehmen. Das Buch liest sich flüssig und es ist gelungen, aus den vier Aufsätzen ein Ganzes zu bilden. Als einzige Enttäuschung des Rezensenten sei erwähnt, dass die Leser:innen über die grosse Mehrheit der 36 interviewten Jugendlichen gar nichts erfahren,

weil sich der Autor auf wenige soziologische Porträts konzentriert. Porträtiert werden ausschliesslich männlich gelesene Jugendliche, denen – mit einer Ausnahme – ein Migrationshintergrund zugeschrieben wird. Angesichts dieser Tatsache hätte die Analyse durch gender-

und differenztheoretische Theoriebezüge weiter geschärft werden können. Diesbezüglich einen Schritt weiterzugehen, könnte eine wichtige Aufgabe zukünftiger Forschung über sogenannt gefährdete Jugendliche sein.

Peter Streckeisen

---

Ishay Landa: **Der Lehrling und sein Meister.** Liberale Tradition und Faschismus

Dietz Verlag, Berlin (408 S.)

«Ach, da kommt der Meister!  
Herr, die Not ist gross!  
Die ich rief, die Geister,  
Werd' ich nun nicht los.»

Wer ist es, der ruft? Es ist «der Zauberlehrling» im gleichnamigen Werk Goethes. Die allegorische Verdichtung der Erzählung in Ishay Landas Schrift *Der Lehrling* ist der Liberalismus, die Geister sind die Sozialist:innen, die es mit dem politischen Liberalismus ernster meinen als der liberale Lehrling, welcher den faschistischen Meister rufen muss, um den Wirtschaftsliberalismus zu retten. Landas Version vom Lehrling und seinem Meister ist im Jahre 2021 in deutscher Übersetzung erschienen, elf Jahre nach der englischen Originalausgabe.

Wie entfaltet sich diese Geschichte? Im ersten Kapitel zeigt Landa auf, wie von Beginn an die Sakralisierung des Eigentums (Thomas Piketty) eine liberale Grundvoraussetzung war. Demokratische Interventionen? Unerwünscht! «Es darf nicht überraschen, dass das Hauptanliegen führender liberaler Denker wie Constant, Mill oder Tocqueville darin bestand, Minderheiten gegen die ‹Tyrannei der Mehrheit› zu verteidigen.» (S.38) Das schwierige Verhältnis von Liberalismus und Demokratie unterteilt Landa historisch in eine optimistisch-progressive und eine konservativ-pessimistische Phase. Die Revolution von 1848 markiere dabei den

Wendepunkt (S.42). Die Spannungen zwischen Bürgertum und Proletariat entluden sich. Die formale politische Gleichheit, eine einst nützliche Forderung des Bürgertums gegenüber dem Adel, wurde zum Begehrn der Massen und konfligierte mit materiellen Interessen der bürgerlichen Herrschaft. Es kommt zur liberalen Spaltung. Die Wirtschaftsliberalen waren im weiteren Fortgang willens, für die Rettung des Kapitalismus den politischen Liberalismus aufzugeben und sich im Kampf gegen die Demokratie mit faschistischer Politik zu vermählen.

Auch wenn die historischen Entwicklungen, die zum Faschismus des 20. Jahrhunderts führten und deren Protagonist:innen und Vordenker:innen in Landas Werk im Vordergrund stehen, so handelt es sich keineswegs um eine Schrift über längst vergangene Zeiten. Die Gegenwart ist omnipräsent. Das zweite Kapitel beginnt mit der Frage, ob der Faschismus dem, was wir heute gesellschaftlich für normal halten, nicht näher ist, als wir glauben wollen: «Steht er tatsächlich im Widerspruch zu den Annahmen und Normen unserer eigenen, postfaschistischen, westlichen Ordnung?» (S.66) Am Beispiel von Oswald Spengler und Hitler zeigt Landa, dass faschistische Vordenker und Faschisten wie Wirtschaftsliberale dachten und Hitlers Wirtschaftspolitik ohne die liberale Tradition nicht vorstellbar ist. In der Zeit nach

dem Zweiten Weltkrieg sei auch unter den Liberalen die zumindest implizite Erkenntnis vorhanden gewesen, dass der Faschismus ein Produkt eines ausser Kontrolle geratenen Kapitalismus sei. Dies explizit einzugehen, war für Liberale schwierig, und so stellten sie «den Übergang zum Wohlfahrtsstaat in der Regel nicht als eine Abkehr vom klassischen Liberalismus, sondern als eine Fortsetzung, ja logische Konsequenz der liberalen Tradition dar» (S. 117). Doch dadurch werden die Widersprüche nicht getilgt, die liberale Spaltung nicht gekittet.

Die Aktualität des Buches zeigt sich auch in den Kapiteln, in denen Landa liberale Mythen zum Faschismus thematisiert. Beispielsweise die elitäre Erzählung, dass Faschismus «als Paradebeispiel für der Demokratie innewohnende Gefahren» gelten könne und der damit implizierten Lehre, dass die Demokratie möglichst wenig von den Massen, dafür möglichst stark von «weisen und verantwortungsbewussten Menschen» gelenkt werden solle (S. 227 f.). Ist es nun aber nicht eher der «grundlegend autoritäre Instinkt» elitärer Liberaler wie Hayek oder Mises, «den Kapitalismus über das Gesetz zu stellen» und eine kapitalistische Diktatur einer antikapitalistischen Demokratie vorzuziehen (S. 244 f.), der mit Faschismus in Verbindung steht?

Weiter sind verschiedene «Ismen» Gegenstand der liberalen Mythenerzählung und deren Kritik: Das Verhältnis von Faschismus und Liberalismus zu Nationalismus, Individualismus, Kollektivismus, Sozialdarwinismus und Imperialismus. Landa zeigt auf, dass die gängigen und historischen liberalen Erzählungen, welche die «Ismen» miteinander verknüpfen, Ambivalenzen einseitig ausmerzen, Zusammenhänge verzerren oder unterschlagen und Naturalisierungen gesellschaftlicher Verhältnisse Vorschub leisten. Diese «Ismen» auf der Ebene der Ideen behandeln zu wollen, zeigt die Grenzen des von Landas kritisierten erkennt-

nistheoretischen Idealismus auf. Begriffe als solche seien frei von politischer Bedeutung und erst «der historische Inhalt, mit dem diese Signifikanten gefüllt werden, verleiht ihnen ihre konkrete ideologische Bedeutung» (S. 255). Es gehe also um die Frage, was jeweils damit gemeint ist (S. 258). Die kritisierten Autoren – prominent Zeev Sternhell – möchten die Faschist:innen verstehen, indem sie sie beim Wort nehmen. Landa kritisiert dieses Vorgehen, möchte aber aufzeigen, dass deren Interpretation auch da Schwachstellen besitzen, wo diese meinen, ihre Stärke zu haben (S. 24). Landa begibt sich deshalb auf das von ihm kritisierte Terrain und fokussiert sich mehrheitlich auf die artikulierten Ideen und Argumenten in relevanten Schriften wirtschaftsliberaler Denker:innen.

Vielleicht führt dies dazu, dass die «Ismen» auch von Landa mal in widersprüchlicher Weise verwendet werden. So wenn er argumentiert, dass Georges Sorels Visionen ökonomischen Fortschritts «auf einer *individualistischen* und somit *liberalen* Konzeption» beruhe (S. 219), später aber auf die Ambivalenzen und die Nicht-übereinstimmung zwischen Individualismus und Liberalismus hinweist. Aus dem liberalen Grundkonsens, der das Individuelle mit der Freiheit des Kapitalismus – das kapitalistische Eigentum als liberale Grundvoraussetzung (S. 35) – gleichsetze, resultiere das «Paradoxon des *liberalen Kollektivismus*» (S. 260). Der Liberalismus trete nicht für jedes Individuum, nicht für die mittelmässige Menge, sondern «nur für die Minderheit der starken, erfolgreichen Individuen» (S. 259) ein. Massenhafte individuelle Glückserfüllung kann daher nicht das Ziel sein. Das führt dazu, dass dann doch immer wieder überindividuelle Platzhalter als Legitimation herhalten müssen: «die Gesellschaft», «die Wirtschaft» et cetera. Darunter wird das Massenindividuum dann doch subsumiert, wenn Opfer verlangt werden (S. 260 f.).

Im Nachwort betont Landa nochmals das

Ziel seiner Schrift. Im Mittelpunkt des Buches steht die «Frage nach der Differenz zwischen politischer Rhetorik und Realität, Ideologie und Praxis, zwischen *Namen* und *Inhalt*» (S.334). Vor allem Letzteres behandelt Ishay Landa in Bezug auf Faschismus und Liberalismus sehr reichhaltig und anregend. Es bietet sich ein Vergleich an mit Erkenntnissen aus anderen Arbeiten zum Faschismus. Das Projekt Ideologietheorie mit und rund um Wolfgang Fritz Haug wäre so ein Beispiel. Auch da wurde unter anderem die Zustimmung von Kapitalistenkreisen zu sozialdarwinistischen Ideen und Hitlers Klassenstandpunkt, sein «Programm einer Rekonstruktion der Politik der bürgerlichen Klasse gegen den Marxismus», thematisiert (S. 220 in Haug, *Elemente einer Theorie des Ideologischen*, 1993). Aber auch sozialdarwinistisches Denken in der Linken sowie Normalisierungs-

praxen und das «*Do it yourself* der Ideologie» auf der Alltagsebene werden behandelt (Haug 1993, 225–227). Die methodologischen und inhaltlichen Differenzen und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, könnte ein Gewinn sein.

Es ist Landas Buch eine weit verbreitete Rezeption und eine Debatte zu wünschen, gerade angesichts seiner Aktualität. Viele Fragen sind offen, die Geschichte nicht zu Ende.

Wo sind die Geister, die einst warn' gerufen?  
Ist der Lehrling zum Meister berufen?  
Werden die Geister und Meister befreit?  
Freiheit dem Boden, dem Besen, dem entzauberten Geist?

Zum Glück ist der Autor dieser Zeilen kein Dichter. Und zum Glück gibt es Schriften wie diejenige Landas, die entzaubern möchten.

Lukas Brügger

---

Josef Lang: **Demokratie in der Schweiz**. Geschichte und Gegenwart.

Hier und Jetzt Verlag, Baden 2020 (336 S.)

Eine «Synergie von drei Bewegungen» war der Motor zur Schweizer Bundesverfassung von 1874, die «damals die weltweit progressivste» (S.23) gewesen sei. So charakterisiert Jo Lang einen Dreh- und Angelpunkt seiner Geschichte der Demokratie in der Schweiz.

Zusammengefunden hatten sich um 1860 Zürcher DemokratInnen gegen die Machtzentrale im «System Escher», linksfreisinnige Kulturmäpfer gegen das päpstliche Dogma und demokratisch-soziale GrütliauerInnen. Das war eine durchschlagende Kampfgenossenschaft mit politischen, weltanschaulich-kulturellen beziehungsweise sozial-wirtschaftlichen Motiven.

Die Entwicklung der Demokratie in der Schweiz der letzten 300 Jahre, vom Ancien Régime bis in die Gegenwart, beschreibt Lang de-

zidiert als Resultat sozialer Bewegungen und deren Kämpfen. Und die Analysen erfolgen immer auch in einer aktivierenden Perspektive auf heute. Wie könnte es anders sein bei Jo Lang, dem unermüdlichen Politaktivisten und Historiker, der als Autor und Beiratsmitglied auch dem *Widerspruch* verbunden ist.

Das Buch ist in teilweise ausführlichen und weitgehend positiven Besprechungen gewürdigt worden, insbesondere im *Tages-Anzeiger*, in der WOZ und auf der Website *theoriekritik.ch*. Zu Recht. Ja, man darf es ein Standardwerk nennen. Lang zeichnet darin die grossen Linien nach, immer wieder untermauert und ergänzt durch aufschlussreiche lokale Entwicklungen etwa in Baselland oder in Graubünden, in St. Gallen oder in der Waadt. Es ist auch eine gesamtschweizerische Geschichte, weil Paral-

lelen und Unterschiede zwischen der Deutschschweiz und der Romandie im Blick bleiben.

Der Kampf um die Bundesverfassungen 1848 und 1894 war eine Hoch-Zeit der Partizipation weiter Bevölkerungskreise. Tausende, ja Zehntausende nahmen an Volksversammlungen und Volkstagen teil, unterschrieben Petitionen und Initiativen, verfolgten eine lebhafte Publizistik. Daneben entstand in dieser «Blütezeit der Vereine» (S.32) eine zivile Struktur mit politischen Untertönen, etwa Lesevereine und Gesangschöre. So gab es Ende 1871 nicht weniger als 3552 Vereine «für Bildungszwecke», denen 235 000 Mitglieder angehörten.

Durchgängig erörtert Lang während dieser Kämpfe die Spannung zwischen Volksrechten als Erweiterung der demokratischen Mitbestimmungsformen und den Bürgerrechten als Verhältnis der Einzelnen zum Staat, auch und insbesondere die Frage, wem solche Rechte überhaupt zuständen, wie also der «Stimmkörper» begrenzt oder ausgeweitet werden soll. Dabei ist die «Judenemanzipation» ein Prüfstein, an dem auch liberale Politiker gelegentlich scheitern.

Lang beschreibt die Bundesverfassung von 1874 schon beinahe euphorisch. Sie weitet die individuellen Freiheitsrechte aus, inklusive Judenemanzipation, enthält einen Arbeiterschutzartikel, säkularisiert das Schul-, Rechts- und Zivilstandswesen und ist «auch die erste in Europa, welche ökologische Zwecke» verfolgt, nämlich durch Tier- und Waldschutz. Zudem erweitert sie die direktdemokratischen Instrumente. Ihr grosser Mangel besteht darin, dass die Frauen ausgeschlossen bleiben. Dieser Mangel wird hundert Jahre weiterbestehen und die Schweiz im Laufe der Zeit zur politisch rückständigsten und undemokratischsten Industrienation machen.

Tatsächlich wird nach 1874 ein Teil der damaligen Errungenschaften preisgegeben beziehungsweise nicht weiterentwickelt; insofern schildert dieses Buch auch die Verfalls-

geschichte des radikaldemokratischen Freisinnens.

Verdienstvoll weist Lang auf wenig bekannte oder vergessene Bewegungen hin. Etwa auf die Solidaritätsbewegung mit den Nordstaaten im US-Bürgerkrieg um 1865. Diese nahm eine klare Position gegen die Sklaverei ein, wie es auch Hans Fässler in seinen Studien zum Schweizer Kolonialismus gelegentlich anspricht. Ebenso spannend ist die Darstellung der so genannten Richtlinienbewegung in den 1930er-Jahren, in der sich eine breite Allianz zu einer fortschrittlichen Sozial- und Wirtschaftspolitik zusammenfand. Lang würdigt dabei die linksliberale Zeitschrift *Die Nation* und liberale Intellektuelle wie Jean Rudolf von Salis und Herbert Lüthy. Vielleicht hätte er zudem die theoretische Vor- und Zuarbeit von VertreterInnen des religiösen Sozialismus wie Leonhard Ragaz – dessen Bestseller *Die Neue Schweiz* nur in einem Nebensatz erwähnt wird – anführen können, auch unorthodoxe Kommunisten wie Hans Mühlstein. Die SP verpasste dagegen, laut Lang, eine Chance, als sie sich von der breit abgestützten Richtlinienbewegung abwandte und sich wegen einer möglichen Bundesratsbeteiligung ins herrschende Parteiensystem einklinkte.

Wichtiger als die oft positiv oder kritisch beschworene Geistige Landesverteidigung im Zweiten Weltkrieg schätzt Lang die danach rekonstruierte zweite Geistige Landesverteidigung ein. Bis 1992 habe sie einen lähmenden Konservatismus mit Antikommunismus und der Vorstellung vom Militär als «Schule der Nation» verbunden. Dass sich zwischen 1959 und 1971 die Haltung der stimmberechtigten Männer zum Frauenstimmrecht positiv wendet, sieht er in dem durch soziale Bewegungen angestossenen Wandel gesellschaftlicher Rollenbilder begründet. Erst als die prägende Vorstellung vom wehrhaften Mann bröckelte, wollte eine Mehrheit der Männer die Frauen aus dem Haushalt in die politische Arena entlassen.

Ab Mitte der 1970er-Jahre hat Jo Lang – als Anti-AKW-Aktivist, als sozialistisch-grüner Gemeinderat in Zug, als treibendes Mitglied der GSoA, als Kantons- und dann Nationalrat – als tätiges Subjekt in dieser Geschichte mitgewirkt. Militärkritik und Feminismus hält er für die wichtigsten Strömungen dieser Zeit, noch vor Umwelt- und Asylbewegung oder der Stärkung der Gewerkschaften durch die Entstehung der Unia.

Ein Aspekt vermag mich nicht ganz zu überzeugen. Explizit übernimmt Lang den von konservativer Seite her propagierten Gegensatz zwischen «organischer» und «mechanischer» Gesellschafts- und Politikauffassung. Einerseits also die Vorstellung eines natur- oder gottgegebenen Volkskörpers, der «organisch» alles Zugehörige aufnimmt und Nicht-Zugehörige ausscheidet; andererseits ein System der von mündigen Individuen getroffenen Massnahmen, die mechanisch ineinander greifen. Diese Konzepte schliesst er mit «konservativ-reaktionär» und «aufklärerisch-fortschrittlich» kurz und ortet sie durchgängig in der Geschichte. Heuristisch ist das brauchbar, als Sonde sozusagen, um weltanschaulich-politischen Motiven auf die Spur zu kommen. Ob die Begriffe als theoretisches Instrumentarium weiter führen, bleibt für mich fraglich.

Eine Schwierigkeit liegt historisch wie aktuell darin, dass sich «organisch» und «mechanisch» stark vermischen, sich in vielen Organisationen, Programmen und Köpfen gleichzeitig, und gleichzeitig mit anderen Motiven, finden. Das gilt schon für den Volksbegriff, des-

sen einst selbstverständlicher Gebrauch in der ArbeiterInnenbewegung nie unproblematisch war. Die Schweizer Gewerkschaften mit ihrem «mechanischen» Fortschrittsoptimismus und dem Vertrauen auf den Staat mit seinen marktregulierenden Massnahmen politisierten in den 1950er- und Anfang der 1960er-Jahre entschieden abwehrend gegenüber ausländischen ArbeiterInnen, huldigten also in Langs Terminologie einem «organischen» Konzept der einheimischen ArbeiterInnenklasse; noch der heutige Begriff des «Inländervorrangs» spricht davon. Grundsätzlich scheinen mir Erklärungen mittels dieser beiden polaren Konzepte unzureichend. Der Alltagsverstand (Gramsci), mit dem wir uns unser Leben erklären und lebbar machen, ist widersprüchlicher und vielfältiger – so wie es Langs konkrete Analysen immer wieder nahelegen.

Lang beendet seine beeindruckende historische Studie mit der «Wende von 2019», in der sich Klima- und neue Frauenbewegung seines Erachtens vereinigt haben und auch der Rechtspopulismus «zum Abstieg antritt» (S. 267) – eine wohl ein wenig zu optimistisch geratene These. Abschliessend formuliert er zehn «Herausforderungen» für die Schweizer Demokratie, von der Ausweitung des Stimm- und Wahlrechts über die Forderung nach mehr Transparenz bis zur Wirtschaftsdemokratie und solidarischen Aussenbeziehungen. Dabei skizziert er zahlreiche offene, weitergehende Fragen. Ein historisches Standardwerk mit aktuellem Nutzen.

**Stefan Howald**

---

Meike Gerber, Emanuel Kapfinger und Julian Volz (Hg.): **Für Hans-Jürgen Krahl.**  
Beiträge zu seinem antiautoritären Marxismus.  
Mandelbaum Verlag, Wien/Berlin 2022 (304 S.)

Hans-Jürgen Krahl war der wohl bedeutendste Theoretiker unter den Aktivisten des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) und der westdeutschen Protestbewegungen der 1960er-Jahre. Am 13. Februar 1970 starb er, erst 27-jährig, bei einem Autounfall auf einer vereisten Strasse in Nordhessen, nur zwei Monate vor der Auflösung des SDS. Er hinterliess zahlreiche Schriften, die die Grundfragen der linken Bewegungen seiner Zeit auf höchstem Reflexionsniveau angingen.

Schon in Krahls Todesjahr kamen in Helsinki Aufsätze, Exzerpte und Notizen von ihm als *Ausgewählte Werke* heraus. Ein breiteres Echo fand 1971 *Konstitution und Klassenkampf*, eine Sammlung von über dreissig Schriften Krahls, die 140 000-mal verkauft und schon 1973 auch auf Italienisch publiziert wurde. Sie bot den revolutionär Bewegten Ansätze zu einer Alternative gegenüber dem theoriefeindlichen Aktivismus wie gegenüber dem leninistischen Parteiaufbau.

Zum 50. Todestag Krahls organisierten Meike Gerber, Emanuel Kapfinger und Julian Volz im Februar 2020 ein Studienwochenende «Krahl und der antiautoritäre Marxismus». Daraus ausgehend, haben sie nun 2022, ein Jahr vor dem 80. Geburtstag des Verstorbenen, das vorliegende Buch *Für Hans-Jürgen Krahl* publiziert. Es ergänzt das Themenspektrum des Studienwochenendes durch den Bezug von neun weiteren Beitragenden. Während Alexander Kluge «Anstelle eines Vorworts» an seine Debatten mit Krahl über die studentische Intelligenz erinnert, versuchen die drei Herausgeber in ihrer Einleitung neben dem Überblick über alle Beiträge skizzenhaft zu präsentieren, was sie in ihrem Buch durch keinen Beitrag abgedeckt sehen: Krahls grossangelegtes Disser-

tationsprojekt und seine Subjekt- und Ideologiekritik.

Nach einem Ein- und Überblick Meike Gerbers zu den Editionen und dem Nachlass der Werke Krahls bieten Emanuel Kapfinger, Hermann Kocyba, Robin Mohan sowie Samuel Denner und Andreas George je einen der möglichen Zugänge zu Krahls Schriften. Leicht ist dieser Zugang heute so wenig wie in den 1970er-Jahren: «Nicht nur, dass seine Texte voller komplizierter Satzungetüme und hegelianischer Begriffssrhetorik sind, sie scheinen auch gegeneinander völlig disparat» (S. 67), schreibt Kapfinger zu Beginn seines Beitrags «Krahl lesen».

Ein Beispiel für Krahls anstrengende Syntax und Wortwahl bietet die Wiedergabe seines «Briefs aus dem Gefängnis» vom Februar 1969, wo er vor der Beschränkung auf den antiautoritären Protest warnt und seine Genoss:innen «zur auch repressive Selbstdisziplin erfordernden Selbsttätigkeit des politischen Kampfes» (S. 42) auffordert. Ein Zeugnis für das, was Mohan dann in seinem Beitrag über «Die Organisationsfrage» gegen das mögliche Missverständnis von Krahls «antiautoritarem Marxismus» in Erinnerung ruft: Krahls Rechtfertigung der «repressiven Selbstdisziplin» in bestimmten Phasen des revolutionären Kampfes mache es fragwürdig, ihn ohne Weiteres «als antiautoritären Marxisten zu bezeichnen» (S. 120). Wenn Krahl sich gleichwohl der Unterordnung der Kämpfe unter die leninistische Parteidoktrin widersetzt und ihr die Spontaneität der Bewegungen entgegengehalten habe, dann, so Kapfinger, weil er sein Konzept der parteilichen Empirie an die «Gebrauchswerte, Bedürfnisse und Interessen» (S. 76) der Kämpfenden gebunden habe. Auch Kocyba, einstiger Kampfgefährte Krahls, erinnert an die sich aus den

Bewegungen ergebende «Entfaltung von Bedürfnisdimensionen, Lernprozessen und Erfahrungen, in denen sich Emanzipationsbedürfnisse bilden» (S. 95). Mit deren Hervorhebung habe Krahl sich im Bemühen um eine Rekonstruktion revolutionärer Theorie gegen Lenin, Lukács und deren Erben gewandt.

In seinem Beitrag vertieft Mohan diese Perspektive, indem er Krahls Kritik an der «Reduktion des emanzipativen auf den technischen Fortschritt» (S. 110) durch die Sozialdemokratie und den Sowjetmarxismus darlegt. «Emanzipation», so Krahl, «ist nicht die Befreiung der technischen Maschinen, sondern die Befreiung der gesellschaftlichen Menschen.» (ebd.) Daraus folgt für ihn, es sei «eine Organisationsform herauszubilden, die unter den Bedingungen des Zwanges und der Gewalt sowohl autonome Individuen herausbildet als auch solche, die zu einer bestimmten disziplinären Unterordnung unter die Erfordernisse des Kampfes und unter die Bedingungen des Zwangs fähig sind» (S. 121).

Diesem Postulat liegt eine theoretische Erkenntnis Krahls zugrunde, die nach Denner und George «als eine der originellsten und schwierigsten seines Werkes gelten kann»: «Klassenbewusstsein ist immer ein ans Durchschauen der Wertabstraktion gebundenes Totalitätsbewusstsein und an die Befriedigung von Bedürfnissen geheftetes produktives Konsumtionsbewusstsein.» (S. 149)

An diese Verbindung von Totalitäts- und Konsumtionsbewusstsein erinnert schon 1971 der Titel *Konstitution und Klassenbewusstsein*: Die theoretische Durchdringung der Konstitution gesellschaftlicher Totalität in der Wertabstraktion ist unlösbar verbunden mit jener der im Klassenkampf erfahrbar gemachten Bedürfnisse der Unterdrückten. Eine revolutionäre Organisation muss sich deshalb, so Krahl Quintessenz gemäss Denner und George, «zur proletarischen Erfahrung hin öffnen, sie empirisch verzeichnen und durch Theorie verbindlich gestalten» (S. 151).

Krahls Konzept revolutionärer Organisationsprinzipien ist nur verständlich, wenn man von seiner profunden Kenntnis, aber auch Kritik der Kritischen Theorie und insbesondere der Positionen Adornos ausgeht, bei dem er 1965 sein Dissertationsprojekt eingegeben hatte. Meike Gerber setzt sich deshalb mit Krahls ambivalenter Beziehung zu Adorno auseinander. Bei aller Anerkennung für «Adornos Hervorhebung des Subjektiven als besonderen Moments der Spontaneität» (S. 189) sah er seinen Doktorvater dadurch von der Praxis abgehoben, dass dieser aufgrund seiner Faschismuserfahrung «in kollektiver Praxis geradezu die Klasse zur Masse zersetzt» (ebd.) sah und sich der Dynamik der Protestbewegung verweigerte.

Was die kollektive Praxis der Protestbewegungen anging, stand Krahl Herbert Marcuse, dem amerikanischen Vertreter der Kritischen Theorie, deutlich näher. Er sah wie dieser um 1968 in «einer neuen Form der Aufhebung [der Trennung] von Öffentlichkeit und Privatsphäre» (S. 207) eine wesentliche Grundlage der angestrebten revolutionären Dialektik. Um so erstaunlicher ist es nach Julian Volz, dass Krahl der Frauenbewegung gegenüber indifferent blieb, während Marcuse in ihr doch immer deutlicher die wichtigste und radikalste Bewegung seiner Zeit vermutete. Dass Krahl wie die gesamte Männerriege des SDS auf den beiden Delegiertenkonferenzen im Herbst 1969 von den Frauengruppen in der Organisation massiv angegriffen wurde, ist für Volz nicht verwunderlich.

Etwas befremdlich mutet Frieder Otto Wolfs Versuch an, Krahl über Jacques Rancière auch mit den Positionen des strukturalistischen Marxisten Louis Althusser zu verbinden. In seinem Beitrag über Krahls Aufsatz «Zur Wesenslogik der Marxschen Warenanalyse» sieht Kapfinger dagegen nur da eine Nähe Krahls zu Rancière, wo er wie dieser dem Verdinglichungsprozess der Tauschwertform der Ware besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Während Rancière aber wie sein Lehrer Althusser von einem erkenntnikritischen Bruch zwischen Marxens frühen und späten Schriften ausgeht, sieht Krahl die Verdinglichungsproblematik der Frühschriften im Spätwerk dialektisch «aufgehoben» (S. 259), also überwunden und zugleich emporgehoben und damit bewahrt. Ihn interessieren im Unterschied zu Rancière (und Althusser) die «Gebrauchswertqualitäten» (ebd.), die durch die gesellschaftsbeherrschende «Konstitution» (S. 250) der Wertabstraktion ausgelöscht werden. In einem Interview mit den Herausgebenden bestätigt Pauline Corre-Gloane, die französische Übersetzerin der Schriften von Krahl, denn auch, dass diese in Frankreich eher von historischem Interesse seien, da die gesellschaftliche wie die theoretische Situation dort sich grundsätzlich

von jener in Deutschland unterscheide. Ganz anders in Italien, wo Krahl nach Marcello Tarì in den operaistischen und autonomistischen Organisationen seit den 1970er-Jahren immer wieder produktiv rezipiert wurde.

Die Beitragenden sprechen mehrmals auch die Bedeutung von Krahls Schriften für heutige Protestbewegungen an. Sie nennen seinen Emanzipationsbegriff, sein Bemühen um organisatorische Verstetigung und Vereinheitlichung, seine Kritik an der Technologie und Maschinerie und jene an der Prägung der Kultur und des Alltagslebens durch passive Konsumtion. Gerade weil er kein geschlossenes Werk hinterlassen hat, kann Krahl mit seinen fragmentarischen Theorieansätzen heute vielleicht um so mehr Anlass bieten zum Weiterdenken.

Daniel Rothenbühler

---

FrauenLesbenBande (Hg.): **Mili bittet zum Tanz.** Auf den Spuren des militanten Feminismus der Roten Zora.  
Unrast-Verlag, Münster 2022 (248 S.)

Die Rote Zora – in diesem Fall nicht die Kinderbuchheldin aus Kroatien, sondern die militante feministische Gruppe aus der Bundesrepublik Deutschland – fasziniert bis heute. Oder besser gesagt: Sie fasziniert wieder. Nach langen Jahren der Nicht-Rezeption steigt seit einiger Zeit das Interesse an der feministischen Stadtguerilla-Gruppe, die in den 1970er- bis 1990er-Jahren aktiv war, auch im deutschsprachigen Raum erneut. Zuletzt wurden Texte der Roten Zora, insbesondere auch der 1994 erschienene Reflexionstext *Mili's Tanz auf dem Eis*, in verschiedene Sprachen übersetzt und auch ausserhalb Europas diskutiert. Nun legt das Herausgeber\*innenkollektiv FrauenLesbenBande ein vielschichtiges Buch über die Gruppe vor, das einlädt zum Stöbern, Lernen und Anknüpfen.

Zum ersten Mal namentlich in Erscheinung trat die Rote Zora 1977 als Unterzeichnerin einer Anschlagserklärung zu einer Aktion gegen die Bundesärztekammer in Köln. Dass die Anfangsbuchstaben RZ sich mit denen der Revolutionären Zellen decken, ist kein Zufall – die Rote Zora war aus diesen heraus entstanden. In der elektrisierten Aufbruchszeit der 1970er-Jahre hatten sich die Revolutionären Zellen als Stadtguerilla-Gruppe in der BRD gebildet. Feministisch bewegte Frauen innerhalb der Revolutionären Zellen begannen bald, sich autonom zu organisieren, auch als Reaktion auf reaktionäre, machistische Strukturen in den Revolutionären Zellen. Zunächst traten sie als Frauen in den Revolutionären Zellen in Erscheinung, ab 1977 dann unabhängig als Rote Zora. Sie blieben den Revolutionären Zellen al-

lerdings auch in den Jahren danach verbunden und führten gemeinsame Aktionen, wie etwa das Verteilen unzähliger gefälschter Fahrausweise, durch.

Die Aktionsformen der Roten Zora waren so vielfältig wie ihre Ziele. Sie verklebten Schlösser, legten Brandsätze, verübten Sprengstoffanschläge und richteten sich gegen Frauenhändler, gegen Gen- und Reproduktionstechnologie, gegen Sexshops oder gegen die Ausbeutung von Arbeiter\*innen im Globalen Süden durch den Globalen Norden. Exemplarisch für ihre Praxis steht die Kampagne gegen das Textil-Grossunternehmen Adler im Jahre 1987: In Südkorea wehrten sich in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre Textilarbeiterinnen gegen ausbeuterische und sexistische Arbeitsverhältnisse. Die Rote Zora griff neun Adler-Filialen mit Brandsätzen an, um den Arbeitskampf der südkoreanischen Frauen zu unterstützen. Der entschlossene Kampf der Textilarbeiterinnen, unterstützt von diversen legalen und illegalen Aktionen in der BRD, führte schliesslich zum Erfolg und dazu, dass Adler die Forderungen erfüllte.

Es war der Roten Zora ein Anliegen, möglichst keine Menschen zu verletzen – was ihnen über all die Jahre hinweg auch gelang – und möglichst niederschwellige Aktionsformen zu entwickeln, die leicht nachmachbar sind. Zum von ihnen sogenannten «Ausräuchern» von Sexshops beispielsweise erfanden sie eine Mischung aus Mottenpulver, die angezündet zu grosser Rauchentwicklung und dadurch zu einer Störung des Betriebs führte. Die Roten Zoras betonen in *Mili's Tanz auf dem Eis*, dass sie keine Hierarchie in ihren Aktionsformen sehen, sondern dass alles, vom Flugblattschreiben bis Steinewerfen, seine Wichtigkeit habe. Hiermit grenzen sie sich auch ab von anderen militanten Gruppen, die in einer patriarchalen Logik verharrend Gewalt um der Gewalt willen, Militanz um der Militanz willen ausüben.

Aus heutiger Perspektive ist es ungemein faszinierend, die vor vielen Jahrzehnten entstandenen Überlegungen zu feministischer Politik zu lesen. Die Vielfalt der Anliegen, die die Roten Zoras thematisierten, miteinander in Beziehung setzten und in die Öffentlichkeit trugen, beeindruckt. Ihre Analysen dazu überzeugen nach wie vor. Einige der Kernthemen der Roten Zora wie der Widerstand gegen Gen- und Reproduktionstechnologie sind heute beinahe gänzlich aus dem feministischen Bewusstsein entchwunden, und es drängt sich die Frage auf, welchem Umstand dies geschuldet ist, respektive wie heute eine kritische Haltung dazu neu entwickelt werden kann. Andere Themen wie die internationale Solidarität beschäftigen die feministischen Bewegungen nach wie vor, und hier können die Ansätze der Roten Zora Inspiration bieten für konkretes politisches Denken und Handeln. Aus den Texten der Roten Zora spricht ein grosses Bewusstsein für die Verschränkung von Unterdrückungachsen, für Privilegien und Marginalisierung. Dieses Bewusstsein um unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen mündet allerdings nicht in überforderter Erstarrung, sondern führt zu Auseinandersetzung und Versuchen. Dass die beabsichtigte Solidarität nicht immer erreicht wird, anerkennen die Roten Zoras unter anderem in *Mili's Tanz auf dem Eis* ausführlich. Darin bewerten sie im Nachhinein insbesondere ihre Haltung gegenüber Sexshops kritisch, erläutern beispielsweise, die Sexarbeiter\*innen auf einen Opferstatus reduziert zu haben, und entwickeln ihre Positionen weiter.

*Mili bittet zum Tanz* ist zugleich Lesebuch und Werkzeugkasten. Enthalten sind sowohl Originaltexte der Roten Zora wie auch aktuelle Stimmen zu feministischer Militanz. Das Buch bietet einen fundierten Einblick in die Geschichte der Roten Zora, beleuchtet ihre Entstehung, Praxis und Analysen, geht dabei aber weit über eine blosse Darstellung der damali-

gen Umstände hinaus. Vielmehr stellt es Bezüge her zwischen Überlegungen und Ansätzen der Roten Zora mit den heute aktuellen feministischen und linken Bewegungen in Deutschland und Abya Yala (vorkolonialer Name des amerikanischen Kontinents). Neben dem titelgebenden, von Roten Zoras verfassten Text *Mili's Tanz auf dem Eis* (1994) sind 25 Anschlagserklärungen abgedruckt sowie ein Interview mit der Zeitschrift *EMMA*, das einige Rote Zoras 1984 gegeben haben. Ebenfalls kommen zwei ehemalige Rote Zoras zu Wort, in Form von Wortprotokollen aus dem Film *Frauen bildet Banden – eine Spurensuche zur Geschichte der Roten Zora* (2019), in dem die Protagonistinnen mit mehreren Jahrzehnten Abstand auf ihre Zeit in der Gruppe zurückblicken. In einem weiteren Teil kommen verschiedene heute aktive feministische Gruppierungen aus Deutschland und Chile zu Wort, die sich mit Inhalten und Ansätzen der Roten Zora auseinandergesetzt haben und ihre Ge-

danken dazu teilen. Die Gliederung in verschiedene Teile erlaubt es, das Buch an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen und in Themenaspekte einzutauchen. Dies ist ganz im Sinne der Herausgeber\*innen, die in der Einleitung betonen, das Buch müsse nicht chronologisch gelesen werden, sondern sei zum Stöbern gedacht.

*Mili bittet zum Tanz* schliesst nicht nur eine Lücke in der feministischen und linken Geschichtsschreibung, sondern macht die damals aufwendig entwickelten Haltungen und Handlungsvorschläge zugreifbar und anschlussfähig für heute aktive Gruppen und Einzelpersonen.

Das Buch wirft wichtige Fragen zu Militanz, politischer Bewegung und intersektionalem Selbstverständnis auf und ist dabei gleichermaßen Dokumentation wie Einladung – zur Auseinandersetzung und zum Sich-Inspirieren-Lassen.

Gin Peter

---

Klaus Dörre: **Die Utopie des Sozialismus.** Kompass für eine Nachhaltigkeitsrevolution.

Matthes & Seitz, Berlin 2022 (2. Auflage, 351 S.)

Students for Future konstituierten sich im Mai 2019 an der Leipziger Uni. In Jena folgte ein bundesweiter Klimaratschlag. Neue politische Allianzen deuten einen «labour turn» der Klimabewegung und einen «climate turn» der Gewerkschaften an. So Klaus Dörre, Soziologieprofessor an der Universität Jena, zuversichtlich und auch skeptisch. Denn die etablierte Linke nutze diesen Kraftquell kaum. Ihr Hang zum Absoluten hindere sie daran.

Dörre verortet sich in der Einführung (S. 7f.) seines elfteiligen Essays *Die Utopie des Sozialismus* als Postachtundsechziger. Er erlebte revolutionäre Aufbrüche und Niederlagen. Letztere

bewahrten ihn «hoffentlich» davor, erklärt Dörre, Irrtümer nur bei anderen zu suchen. Dazu trage auch Corona bei. Die Krise deckte systemische Probleme auf und zu. Alternativen sind gefragt: Utopien eines nachhaltigen Sozialismus, demokratisch und rechtlich legitimiert. Mit garantierten Freiheiten für alle, auch für Andersdenkende.

Dörre assoziiert erstens eine klimagerechte Gesellschaft. (S. 19f.) Die Vereinten Nationen (UNO) senken schädliche Emissionen und fördern erneuerbare Energien. Die Europäische Union (EU) reduziert den privaten Verkehr und kontingentiert Flugreisen. Klimawerkstätten

kümmern sich um Recycling und Reparaturen. Die wöchentliche Erwerbszeit nähert sich weithin 28 Stunden an. Diskrepanzen schwinden bei Bildungschancen, Einkommen und Vermögen.

Zweitens skizziert Dörre, sich abgrenzend, weshalb er am Sozialismus festhält. (S. 27 f.) Radikaler Humanismus suggeriere, dass der Marxismus, von autoritären Impulsen gereinigt, bereits eine widerständige Grundlage sei. Vages Postwachstum begnüge sich mit weniger Wirtschaftswachstum. Und Ökosozialismus erinnere an grünen Fundamentalismus. Nachhaltige (Neo-)Sozialismen seien indes, bewusst in Mehrzahl gesetzt: egalitär, demokatisch, umwelt- und sozialgerecht.

Drittens präzisiert Dörre die Utopie nachhaltiger Sozialismen. (S. 37 f.) Sie analysieren den sozialen Wandel, bewegen sich selbst, schützen die Natur, werten reproduktive Tätigkeiten auf, überwinden patriarchalische (Klassen-) Strukturen und hierarchische Ungleichheiten, weiten kollektive Kontrollen über Produktionsprozesse aus.

Viertens diskutiert Dörre die kapitalistische Landnahme und den marxistischen Produktivkraftoptimismus. Ökologisch betrachtet, führen beide in eine Sackgasse. Der Kapitalismus muss expandieren, um zu existieren. Er beutet die Natur sowie Sorge- und unbezahlte Arbeiten aus. Nachhaltige Politik schont hingegen die Umwelt und protegiert Lebensqualität.

Nachhaltiger Sozialismus geht fünftens ökonomisch-ökologische Krisen und Paradoxe an. (S. 72 f.) Soziale Kosten steigen, um die kapitalistische Produktion zu erhalten, die «sämtliche Sozialitäten» ausplündert. Finanzcrashes vergeuden ebenfalls knappe Ressourcen. Gängige Kosten-Nutzen-Kalküle blenden destruktive Produktionsweisen aus. Ein Green New Deal kann, staatlich gelenkt, parasitäre Landnahmen eindämmen. Eine lebenswerte Zukunft wendet sich jedoch gänzlich vom Profitdenken ab. Sie gibt Mensch und Natur eine

Stimme, weist Schäden transparent aus und nimmt der kapitalistischen Expansion den Schein von Effizienz, von dem sie lebt.

Dörre führt sechstens aus, wie die UNO mit ihren Sustainable Development Goals die Nachhaltigkeit messen und verbindlich fordern. (S. 96 f.) Im Unterschied zu «luftigen Formeln vom guten Leben oder eines resonanten Gemeinwohls». Auf deren «Selbstwirksamkeit» zu setzen, tendiere zum Irrationalen und falle sogar hinter Konzepte einer kommunikativen Vernunft zurück. Dörre argumentiert hier seltsam dualistisch. Zu Recht postuliert er, die kapitalistische Expansion strukturell zu beheben.

Sozialistische Fundamente und Konturen konkretisiert Dörre siebtens. (S. 117 f.) Transformative Rechtsverhältnisse stabilisieren innovative Nachhaltigkeit. Dazu gehören eine demokratische (Kreislauf-)Wirtschaft, sozialisierte Unternehmen und Nachhaltigkeitsräte. Sie schränken die Kapitalmacht ein und stärken die Zivilgesellschaft.

Wie sich der Kapitalismus weiter transformiert, erörtert Dörre achtens. (S. 150 f.) Die zerstörerische Landnahme von Öffentlichkeit beeinträchtigt die Vernunft. Wissenschaftlicher Erkenntnis verpflichtet, müssen Medien vielmehr Zweifel zulassen und erkunden, was möglichst wahr ist. Inhaltlich dürfen sie «nicht primär» von Einschaltquoten und diagnostizierten Zielgruppen abhängen. Seriöse Information geht vor. Digitale Infrastruktur soll als Gemeingut allen gleichen Zugang zum Netz bieten und Datenspuren vor Übergriffen schützen.

Was der Finanzsektor für eine Nachhaltigkeitsrevolution bedeutet, diskutiert Dörre neuntens. (S. 167 f.) Niedrigzinspolitik, spekulative Finanzmärkte, Immobilienhype und hohe Staatsverschuldung «schaffen» neue Risiken. Finanzmonopole sind aufzuheben und verbleibende Banken in öffentliches Eigentum zu überführen. Der kapitalistischen Expansion entspricht ein verallgemeinerter Marketing-

charakter, der sich in permanenter Selbstvermarktung dokumentiert. Dörre rekurriert hier auf Erich Fromm (*Haben oder Sein*, 1976). Eigentliche Wachstumssubjekte, führte der Psychoanalytiker weiter aus, verkörpern eine befreite Subjektivität. Diese entfaltet eigene Fähigkeiten in solidarischer Bezogenheit. Sie verändert geldgeprägte Verhältnisse, die Menschen dazu animieren (bzw. «programmieren»), sich zu bereichern.

An die Coronapandemie knüpft Dörre zehntens an. (S. 199 f.) Laut neuer deutscher Ideologie erscheine der Kapitalismus primär als eine Mentalität, die sich mit gutem Willen umpolen lasse. Vielmehr seien jedoch reale Kräfteverhältnisse umzustülpfen. Keine Sozialtheorien ohne Machtverständnis! Um Herrschaft zu demokratisieren, gelte es auch, staatliche Aufgaben, zeitlich abgestimmt, breit zu schultern.

Übergänge zu nachhaltiger Politik erläutert Dörre elftens. (S. 213 f.) Sozialismus ist auch eine rebellische Lebensform – für freiheitliche Ziele. Diese äussern sich schon im eigenen Vorgehen. Eine ökologisch-sozialistische Transformation sucht Mehrheiten. Militanz ist kein Selbstzweck. Sonst behindert sie weiterführende Bündnisse und Reformen. Eine nachhaltige Politik revolutioniert zudem das kollektive Bewusstsein. Sie differenziert neue Klassenstrukturen, ohne modisch «Life-Style-Linke» hoch zu stilisieren. Soziale Beziehungen überwinden das Konkurrenzgerangel und orientieren sich an dem, was sinnvoll ist. Sie erhöhen die Attraktivität sozialistischer Utopien. Statt über Trennendes zu stolpern, knüpfen sie an Verbindendes an. Wobei Dörre das, was er stimmig

postuliert, selber nur beschränkt praktiziert. Aber da müssen wir alle zulegen.

Emanzipation verharrt nicht in Defiziten. Sie setzt auf eine Motivation, die Kompetenzen stärkt. «Selbstverständlich schliesst radikale Gesellschaftsveränderung immer auch Selbstveränderung ein», folgert Dörre «Zum Schluss». (S. 249 f.) Das ist zentral und gilt auch umgekehrt. Sein Essay basiert unter anderem auf einem mehrjährigen Kolleg zum Postwachstum, das nun abgeschlossen ist. Leider verhinderte die «Dynamik der Kooperation» eine gemeinsame Publikation der Verantwortlichen. Das irritiert. Gerade im Kontext des kriminellen Versagens des Klimaschutzes, das UN-Generalsekretär António Guterres im Nachwort zur zweiten Auflage (S. 267 f.) kritisiert. Kollektive Widerständigkeit ist bitter nötig.

Hinzu kommt die Ukraine-Invasion. «Gleich wie sich Krieg und Konfrontation entwickeln, sie werden das Ende des Marktradikalismus beschleunigen», stellt Dörre fest (S. 270). Für mich zu verkürzt. Wie Aussagen zum «schrittweisen» Absenken der Rüstungsausgaben oder zur Dependenztheorie, die versagt habe. Aus meiner Sicht trägt sie jedoch adaptiert dazu bei, einseitige Abhängigkeiten und globale Ungleichheiten zu verhindern. Und Frieden ist vor allem auch ohne Waffen zu schaffen. Denn Probleme lassen sich nicht mit Mitteln bewältigen, die sie verursachen.

Dörre provoziert jedenfalls spannende Kontroversen. Offen debattiert und enttabuisiert er brisante Widersprüche; engagiert, empirisch basiert und inhaltlich fundiert. Eigenwillig nutzt er auch die Freiheiten eines Essays – geistreich und gehaltvoll.

**Ueli Mäder**